Michael Wolffsohn

Re-Judaisierung der deutschen Juden 1933–1939? Eine neue Methode: Vornamen als vordemoskopischer Indikator?

Tendenzen der Forschung

Erst der Antisemitismus macht aus Juden wieder Juden. Zumindest macht er aus assimilierten Juden wieder Juden. So könnte man vereinfachend, doch nicht verfälschend, den fast schon klassischen, auf jeden Fall berühmten Essay Jean Paul Sartres, seine „Überlegungen zur Judenfrage“, zusammenfassen¹.

Übertragen auf Deutschland in den Jahren 1933 bis 1939 vermuten wir deshalb eine Re-Judaisierung der deutschen Juden als Folge der nationalsozialistischen Judenpolitik. Der brutale, sofort nach dem Machtantritt beginnende Terror gegen die Juden, so unsere Hypothese, habe zumindest eine verstärkte Hin- oder Rückwendung der weitgehend assimilierten deutschen Juden zu Jüdischem bewirkt. Auch die bisher veröffentlichten historischen Studien über Deutschlands Juden in der NS-Zeit legen diese Hypothese nahe². Am Rande vermerkt sei, daß von einer deutschjüdischen „Renaissance“ auch schon für die Zeit der Weimarer Republik gesprochen wurde³. Wenigstens der Jerusalemer Historiker Moshe Zimmermann hebt sich vom allgemeinen Trend ab. Er nennt jene vermeintliche Rejudaisierung der deutschen Juden im Dritten Reich eine „positive Illusion“⁴; Illusion also, und nicht Wirklichkeit.

¹ *Jean Paul Sartre*, Überlegungen zur Judenfrage (Neudruck, Reinbek bei Hamburg 1994, Erstausgabe, Paris 1954).

² Vgl. die neueren und präzisen Informationen mit weiterführenden Literaturhinweisen besonders bei *Moshe Zimmermann*, Die deutschen Juden 1914–1945 (München 1997) bes. 67 ff. Auch *Avraham Barkai*, Jüdisches Leben unter der Verfolgung, in: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit, Band IV, Aufbruch und Zerstörung 1918–1945, hrsg. von A. Barkai u. a. (München 1997) 234 ff. und *Paul Mendes-Flohr*, Jüdisches Kulturleben unter dem Nationalsozialismus, in: a.a.O., 272 ff. Ebenfalls *Volker Dahm*, Kulturelles und geistiges Leben, in: Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft, hrsg. von *Wolfgang Benz* (München 1988) 75 ff. Erstaunlich wenig hierzu bei *Saul Friedländer*, Das Dritte Reich und die Juden. Die Jahre der Verfolgung 1933–1939 (München 1998).

³ Vgl. *Michael Brenner*, The Renaissance of Jewish Culture in Weimar Germany (New Haven 1996).

⁴ *Zimmermann*, 67.

Von wenigen Ausnahmen abgesehen, gilt also, weil mehrfach scheinbar eindeutig bestätigt, die These von der Rejudaisierung fast schon axiomatisch, ihre Richtigkeit und Gültigkeit wird vorausgesetzt. Wir stellen sie zumindest in Frage. Weshalb? Weil ihre empirische Grundlage außerordentlich schmal, wenn nicht gar zweifelhaft ist.

Über deutsche Juden jener Jahre wurde bislang geforscht, nicht jedoch über „die deutschen Juden“ während dieser Zeit. Wichtige, erschütternde Zeugnisse hat man gesammelt und analysiert, viele Einzelschicksale, eines schlimmer als das andere, aber man verharnte auf der *Mikroebene*. Untersuchungen auf der *Makroebene* gibt es nicht. Wirklich repräsentative Daten über die Identität, die jüdische Identität, „der deutschen Juden“ der Jahre 1933 bis 1939 liegen nicht vor.

An Aussagen über die jüdische Identität fehlt es nicht, es mangelt eher an der empirischen Basis jener Feststellungen. Diese Lücke wollen wir – versuchsweise – schließen, wenigstens verkleinern. Unser Indikator: Die Auswahl von Vornamen.

Vornamen als Indikator: eine neue Forschungsmethode

Vornamen, so unsere allgemeine *methodische Prämisse*, sind ein Signal, eine Art Kultur- oder Mentalitäts- und Identitätscode. Sie sind Signale der Vornamensgeber aus ihrer geistigen Innenwelt an die Außenwelt. Nach außen gezeigt werden dabei politische Einstellungen ebenso wie religiöse oder kulturelle Eigenständigkeit und politische Manipulierbarkeit, Anpassung an die Umwelt oder Distanz zu ihr. Vornamen dokumentieren daher zumindest teilweise die *Identität* der Vornamensgeber⁵. Vornamen, so sagen wir weiter, sind ein demoskopischer Indikator in vor- oder nichtdemoskopischer Zeit.

Jedes Elternpaar steht in seiner Zeit, keines bewegt sich vollkommen unabhängig und frei von Werten, Strömungen, Tendenzen und Bezügen auf die Um- und Mitwelt.

Gab es, so wäre für die deutschen Juden der NS-Zeit zu untersuchen, immer noch so viele jüdische „Siegfrieds“ oder andere nichtjüdische Vornamen wie vor 1933? Ab wann und wie heftig wandten sich Deutschlands Juden von „Siegfried“ ab und, sagen wir, „David“ zu? Welche Namen erschienen neben, mit und gegen die „Siegfrieds“ oder „Davids“? Lassen sich bestimmte Gruppen bilden: Einflüsse von außen, etwa aus anderen Ländern, Kulturen und Religionen? Erkennen wir politische Signale?

Haben Vornamen, so fragen wir, einen im weitesten Sinne demoskopieähnlichen Aussagegehalt? Liefern sie politische und soziale Meinungsbilder, die jenen

⁵ Vgl. dazu Aaron Demsky, Introduction, in: Demsky u. a. (Hrsg.), *These are the Names. Studies in Jewish Onomastics* (Ramat Gan 1997) 9f.

aus den Umfragen moderner Zeit gewonnenen gleichen? Fiele die Antwort positiv aus, so erschlosse sich eine neue geschichts- und sozialwissenschaftliche Methode. Im Zeitalter der Meinungsforschung eröffnete sie zusätzliche, ergänzende Ergebnisse und Einsichten; vor allem aber für „vordemoskopische“ Zeiten, für solche Zeiten also, aus denen keine demoskopischen Daten in Form von Umfragen vorliegen, böte sie die Möglichkeit, „öffentliche Meinung“ wenigstens in Ansätzen wirklich zu erforschen.

„Öffentliche Meinung“ in vordemoskopischer Zeit

Über die „öffentliche Meinung“ oder die „Stimmungslage der Bevölkerung“ in vor- oder nichtdemoskopischer Zeit findet man immer wieder die erstaunlichsten Feststellungen. Manche sind sogar wahrscheinlich richtig, doch empirisch abgesichert sind sie selten.

Als „öffentliche Meinung“ werden den Lesern meistens die veröffentlichten Meinungen, ein Artikel, noch besser: recht viele, aus den jeweiligen Perioden präsentiert; auch Briefe, Flugblätter, Transparente von Demonstrationen, Petitionen und Proteste, Propaganda oder Parteiprogramme, Wahlaufrufe, Briefe und sogar Korrespondenzen, Nachlässe, Bücher, Erinnerungen, auch Geheimdienstberichte und so weiter und so weiter. Auch die veröffentlichte Meinung wird einem als „öffentliche Meinung“ suggeriert. Das Als-Ob wird zum Ersatz des Wirklichen, weil das Wirkliche bislang nicht genauer ermittelt werden konnte.

Damit werden andere Studien wahrhaftig nicht in Grund und Boden verdammt – „das sei ferne!“, weil es auch unmöglich ist. Erstaunlich bleibt trotzdem die immer wieder feststellbare methodische Unschärfe bei der Darstellung der vermeintlich öffentlichen Meinung.

Selbst in den besten Handbüchern und Gesamtdarstellungen stößt man auf dieses erstaunliche Defizit. Es vermindert nicht die Qualität jener Arbeiten insgesamt, es relativiert allein die Aussagen über die *politischen Einstellungen* und die *Mentalitäten* der Menschen zum oder im sozialen Wandel⁶.

Meine methodische Prämisse und inhaltliche Hypothese im engeren Sinne lautet: Vornamen sind ein Indikator für oder gegen die Rejudaisierung der deutschen Juden in den Jahren 1933 bis 1939.

⁶ Ausführlichere methodische Erörterungen sowie deren Anwendung auf „die“ nichtjüdischen Deutschen in den Jahren 1785 bis 1990 finden Interessierte in *Michael Wolffsohn, Thomas Brechenmacher, Die Deutschen und ihre Vornamen. 200 Jahre Politik und öffentliche Meinung* (München 1999).

Andere Indikatoren

Auswanderung in das „Land der Juden“?

Es gäbe auch andere Indikatoren für die Rejudaisierung, zum Beispiel die Auswanderung nach Palästina. Ungefähr die Hälfte aller deutschen Juden wandte sich, im wörtlichen Sinne, zwischen 1933 und 1939 von Deutschland ab. Diese circa 250 000 Juden wanderten aus. Wandten sie sich dem geistig-geistlich-geographischen Zentrum der jüdischen Geschichte, also Palästina, zu? Nein. Nur ein Bruchteil der deutschjüdischen Flüchtlinge, circa 36 000, gingen ins „Land der Väter“⁷.

Doch selbst die geographische Wahl des Auswanderungsziels sagt nichts Handfestes über eine tatsächliche oder vermeintliche Rejudaisierung der deutschen Juden aus. Wirklich messen können wir mit diesem Indikator nicht und nichts. Die niedrige Zahl der deutschjüdischen Einwanderer nach Palästina ist auch durch die Politik der britischen Mandatsmacht seit 1924 zu erklären. Erhebliche Einwanderungsbeschränkungen für Juden waren seitdem von London verfügt worden. Nahostpolitische Überlegungen waren dabei entscheidend, nicht deutschland- oder judenpolitische oder gar humanitäre. Nicht einmal die verschärfte Judennot der Jahre 1938/39, nach dem Anschluß Österreichs und der Eroberung Prags, änderte die Haltung der Briten. Das am 17. Mai 1939 veröffentlichte Weißbuch der britischen Regierung dokumentiert diese Aussage auf beklommene Art und Weise.

Der Zionismus, die jüdische Nationalbewegung, die seit 1897 Juden nach Palästina bringen wollte, bekam durch die nationalsozialistischen Judenverfolgungen einen innerjüdischen Rechtfertigungsschub, doch eine Mehrheitsbewegung wurde der Zionismus damals auch bei den deutschen Juden nicht.

Die Auswanderung sowie die jeweiligen Einwanderungsziele der deutschen Juden sind demnach keine brauchbaren Indikatoren einer Rejudaisierung der deutschen Juden ab 1933.

Jüdische Kulturaktivitäten

Was können wir in diesem Zusammenhang über den „Jüdischen Kulturbund“ sagen? Gewiß, es war Kultur „von Juden, mit Juden und für Juden“⁸ – in Ermangelung außerjüdischer Betätigungsmöglichkeiten. „Kultur von, mit und für Juden“ ist freilich nicht automatisch jüdische Kultur. Im Kulturbund war sie eher äußerlich jüdisch. Jüdisch durch die Akteure und Organisatoren, auch die Zuschauer, weniger jedoch inhaltlich jüdisch⁹.

⁷ Genaue Daten in: *Michael Wolffsohn*, Politik in Israel (Opladen 1983) Teil II; *ders.*, Israel: Geschichte, Politik, Gesellschaft, Wirtschaft (Opladen ⁵1996) 270 ff.

⁸ *Eike Geisel*, *Henryk M. Broder*, Premiere und Pogrom. Der Jüdische Kulturbund 1933–1941 (Berlin 1992) 242.

⁹ Vgl. dazu ausführlich mit Belegen *Geisel*, *Broder*, passim.

Und die jüdischen Lehrhäuser? Ja, deutsche Juden suchten sie nach 1933 häufiger als davor auf, doch nur die besonders aktiven und motivierten Juden zog es dorthin. Als Indikator der Rejudaisierung „der“ deutschen Juden ist die Zahl der Lehrausschüler unbrauchbar.

Nochmals: Aussagen und Überlieferungen von Einzelpersonen sind gewiß aufschlußreich. Sie beantworten aber nicht unsere Frage. Wir schauen nicht auf die individuelle Mikro-, sondern auf die gesamtgesellschaftliche Makroebene. Umfragen gab es in jener Zeit nicht. Wir suchen daher nach anderen „Meßgrößen“.

Taufen

Die Taufe von Juden kann unmöglich ein Indikator für Rejudaisierung sein. Zur Taufe bereite deutsche Juden waren gewiß die winzige Minderheit der deutsch-jüdischen Minderheit. Sie wagten und wollten die totale Abkehr vom Judentum. Diese Kleinstgruppe sagt über „die deutschen Juden“ gewiß nichts aus.

Umgekehrt können wir jedoch erwarten, daß ein Rückgang der Zahl getaufter Juden eine verstärkte Rückbesinnung der Juden auf Jüdisches signalisiere. Genau diese Rückbesinnung fand nach 1933 nicht statt.

Peter Honigmann hat die Häufigkeit der taufbereiten Minderheit unter Berlins Juden von 1870 bis 1940 untersucht¹⁰. Dieser relativ weite Rückblick vor 1933 ist, wie bei anderen Indikatoren, methodisch notwendig, um kurzfristige bzw. zyklische Faktoren und Zufallsdaten auszuschließen.

Durch den „Taufindikator“ erfahren wir: In Krisenzeiten (Revolution 1918/19) sowie ab 1933 nahm die Dejudaisierung deutscher Juden nicht nur zu, sie nahm dramatisch zu. Zu ähnlichen Ergebnissen kam Peter Honigmann auch in den jüdischen Gemeinden Wiens und Budapests, Prags und Breslaus. Diese so aufschlußreichen Makrodaten Honigmanns wurden von der Forschung bislang sträflich vernachlässigt.

Gemeindeaustritte

Ebenfalls nicht repräsentativ für „die deutschen Juden“ kann die Zahl der Gemeindeaustritte sein. Wieder wird dabei nur die Minderheit einer Minderheit untersucht. Dennoch erlaubt der Austrittsindikator, wie bei den Taufen, Rückschlüsse auf die Rejudaisierung.

Auch dieser Indikator mißt nicht Einstellungen, wohl aber, und das ist mindestens so wichtig, weil verbindlicher, konkrete Entscheidungen und Handlungen der Betroffenen. Wieder hat Peter Honigmann, ebenfalls vornehmlich für Berlin, aufschlußreiche Daten ermittelt¹¹.

¹⁰ Peter Honigmann, *Jewish Conversions – A Measure of Assimilation? A Discussion of the Berlin Secession Statistics of 1770–1941*, in: Leo Baeck Institute Year Book XXXIV (London 1989) 3–39.

¹¹ Peter Honigmann, *Die Austritte aus der Jüdischen Gemeinde Berlin 1873–1941. Statistische Auswertung und historische Interpretation* (Frankfurt a. M. usw. 1988).

Wieder ist das Ergebnis eindeutig: Die NS-Zeit war eine Periode der De- und nicht der Rejudaisierung der deutschen Juden¹².

Überraschen kann uns das nicht. Tauf- und austrittswillige Juden wogen sich in der Illusion, durch diesen Schnitt und Schritt der terroristischen NS-Judenpolitik entkommen zu können. Sie übersahen dabei den rassistischen Kern der NS-Ideologie. Ein, wie die Nazis sagten, „Rassejude“ konnte damals seinem jüdischen Schicksal weder durch die Taufe noch durch den Gemeindeaustritt entkommen. Juden, die sich ab 1933 taufen ließen oder die Gemeinde verließen, wurden gänzlich wurzellos und machten ihren Tod auf tragische Weise würdelos.

Vornamen als Judaisierungs-Indikator

Unser Forschungsvorhaben wertet, nach Geburtsjahren geordnet, die Vornamen *fast aller* rund 250 000 am 17. Mai 1939 in Deutschland lebenden Juden aus. An jenem Tag fand bekanntlich die letzte Volkszählung im Deutschen Reich statt¹³. Als Juden galten damals freilich nicht nur diejenigen, die sich als Juden bekannten. Und wer Jude war, bestimmte auch nicht das jüdische Religionsgesetz, sondern die rassistische Ideologie und Gesetzgebung der Nationalsozialisten.

Nicht die Hauptbögen der Volkszählung vom Mai 1939 sind überliefert, sondern, so das Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde, nur die als „Rasseerhebungsbögen“ bezeichneten Ergänzungskarten. Diese dokumentieren jedoch nicht die Konfession, zu der sich die jeweils Erfassten bekannten. Lediglich nach der Zahl der jüdischen Großeltern wurde gefragt. So bildet die Überlieferungslage ein Hindernis für die wirklich exakte Erfassung der im Mai 1939 noch in Deutschland lebenden Juden.

Die sogenannten „Rasseerhebungsbögen“ vom Mai 1939 erschweren die Auswahl, denn zwischen Geltungs- und Bekenntnisjuden möchte der unvoreingenommene Wissenschaftler selbstverständlich unterscheiden. Bei unserer Auswertung entschieden wir uns dafür, diejenigen Personen aus den „Rasseerhebungsbögen“ als „Juden“ zu betrachten, die drei oder vier jüdische Großelternteile hatten. Diese Menschen traf die jüdische Situation oder Religion im „Dritten Reich“ direkt. Und diese direkte Betroffenheit bestimmte schließlich das Schicksal jener Menschen.

Wir konzentrieren uns besonders auf die Großstädte München, Hamburg und Leipzig, denn jenes deutsche Judentum war weitgehend urban. Demnächst erhalten wir die Daten für Berlin, Köln, München und Dresden. Sie werden ebenfalls ausgewertet. Als städtisch-ländliches Gegenstück werten wir die jüdische Gemeinschaft Schwaben-Allgäu aus.

¹² Honigmann, Austritte 151.

¹³ Volkszählung vom 17. Mai 1939, „Rasseerhebungsbögen“, Ergänzungskarten, Bundesarchiv, Berlin-Lichterfelde.

Diese Daten erlauben eine rückblickende Analyse bis ungefähr ins letzte Drittel des 19. Jahrhunderts. Allein die Analyse eines so langen Zeitraums ermöglicht die Unterscheidung von ereignisbedingten oder zyklischen Schwankungen und strukturellen Veränderungen. Erst auf diese Weise kann die Entwicklung der Jahre 1933 bis 1939 eingeordnet und relativ frei von Zufallsfaktoren interpretiert werden.

Unvorhergesehene zeitliche Verzögerungen bei der Zusammenstellung der Daten durch das Bundesarchiv in Berlin haben dazu geführt, daß wir hier nur einige Vor- und Zwischenergebnisse präsentieren können. Weil ein so umfassendes Projekt umfangreicher Vorarbeiten bedarf, können wir diese Lücken durch anderes Datenmaterial verkleinern, wenngleich – noch – nicht schließen. Wir haben sie auch deshalb be- und gelassen, weil wir in unserem Projekt zunächst und vor allem die Vornamen der nichtjüdischen Deutschen in der Zeit von 1785 bis 1990 ausgewertet haben¹⁴.

Am intensivsten wurden bislang die Daten über die Münchener Juden ausgewertet.

München 1812–1875

Wieder erlaubt nur die Langzeitanalyse zutreffende Aussagen. Deshalb gehen wir weit ins 19. Jahrhundert zurück. Wir stützen uns auf die Daten über *alle* (2255 Personen) zwischen 1812 und 1875 in München geborenen Juden, das „Jüdische Standesregister“. Es ist im Bayerischen Hauptstaatsarchiv zugänglich¹⁵.

Daten für die anschließende Epoche bis einschließlich 1992 erhielten wir von der Israelitischen Kultusgemeinde Münchens. Hier sind, wieder nach Geburtsjahren geordnet, *alle* (3246 Personen) der im Jahre 1992 in München lebenden Juden berücksichtigt.

Im Jahre 1812 lebten in München 380 Juden, 1852 waren es 1252 und 1871 2903¹⁶. Und dies sind die Zahlen der Juden für ganz Bayern¹⁷:

1852	1871	1890	1910	1925	1933
55 700	50 700	53 900	55 100	49 100	41 900

Diese Zahlen verkünden eine eindeutige Botschaft, die unsere Vornamensanalyse vertiefend bestätigen wird: Die bayerischen Juden entfernten sich im 20. Jahrhundert vom Judentum und der jüdischen Gemeinschaft. Trotz natürlicher Bevölkerungszunahme (Geburten) und Wanderungsgewinnen (Migration von sogenann-

¹⁴ Michael Wolffsohn, Thomas Brechenmacher, Die Deutschen und ihre Vornamen. 200 Jahre Politik und öffentliche Meinung (München 1999).

¹⁵ Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München, Jüdisches Standesregister, Nr. 1–5.

¹⁶ Vgl. Hendrikje Kilian, Die Anfänge der Emanzipation am Beispiel der Münchner jüdischen Gemeinde, in: Tremel (Hrsg.), 267–275.

¹⁷ Zahlen aus Michael Wolffsohn, Uwe Puschner, Geschichte der Juden in Deutschland. Quellen und Kontroversen (München 1992) 205.

ten „Ostjuden“) lebten 1910 in Bayern (ebenso wie in ganz Deutschland) deutlich mehr registrierte Juden als 1925 oder gar 1933.

Zum Vergleich die gesamtdeutsche Perspektive. Zeitlich verschoben ergibt sich das gleiche Bild: Es gab 1933 weniger Juden in Deutschland als im Jahre 1910. 1910 wurden 535 200 Juden gemeldet, 1925 eine zuwanderungsbedingte Zunahme auf 564 379, doch 1933 nur noch 499 700¹⁸.

Wie ist dieser Rückgang der deutschjüdischen Bevölkerung zu erklären? Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert verließen immer mehr deutsche Juden ihre jüdische Herkunftsgemeinschaft, weil sie immer weniger mit Juden und Judentum verband. Sie blieben in Deutschland und wurden Deutsche, aber sie wandten sich vom Judentum ab – und wurden nicht mehr als Juden registriert. Erst die Ahnen-„Forschung“ der Nationalsozialisten machte aus einstigen Juden erneut Juden, äußerlich und schicksalhaft, doch nicht innerlich und geistig oder gar geistlich.

Der Anstieg der in München (und Deutschland) lebenden Juden in der Zeit von 1871 bis 1910 widerspricht dieser These keineswegs. Er wurde allein durch die besonders massive Einwanderung der sogenannten Ostjuden möglich, also der Juden, die seit März 1881 den Pogromen des zaristischen Rußlands entfliehen wollten. Den assimilationistischen Trend der deutschjüdischen Gemeinschaft haben die „Ostjuden“ unterbrochen, nicht jedoch gebrochen. Der Rückgang der jüdischen Einwohner Bayerns zwischen 1910 und 1925 sowie 1925 und 1933 bestätigt diese Aussage.

Die Flucht der deutschen Juden (Münchens) aus ihrem Judentum ist im 19. Jahrhundert offensichtlich, wenn man betrachtet, wie viele jüdische Eltern ihren Kindern nichtjüdische Vornamen gaben.

¹⁸ Aus *Avraham Barkai*, Bevölkerungsrückgang und wirtschaftliche Stagnation, in: *Deutsch-Jüdische Geschichte in der Neuzeit*, Band IV, Aufbruch und Zerstörung 1918–1945, (München 1997) 38.

Weite Teile der deutschjüdischen Geschichtsschreibung müssen für jene Epoche aufgrund dieser Daten umgeschrieben werden. Viel früher und heftiger als bisher vermutet begann die Eindeutschung bzw. Entjudaisierung der deutschen Juden. Wir erwähnen dies nur kurz, um uns hier vornehmlich der eventuellen Rejudaisierung der deutschen Juden ab 1933 widmen zu können¹⁹.

Schichtenübergreifend, manche würden lieber sagen: „klassenübergreifend“, und atemberaubend schnell verlief die Flucht der Münchener Juden aus der jüdischen Namenshaut. Trotzdem ist ein Blick auf die jeweiligen Schichten aufschlußreich.

Die Anfälligkeit des bildungsbürgerlichen Geistes auf den jeweiligen Zeitgeist haben wir bei den christlichen Deutschen in München bereits – wenig erstaunt – festgestellt. Noch mehr als die jüdischen Handwerker und Kleinhändler („Alter Mittelstand“) oder die jüdischen „Kapitalisten“ jagten die jüdischen Bildungsbürger dem allgemeindeutschen Zeitgeist nach; wie von Furien gepeitscht.

Die Juden gaben sich nicht nur deutsch, sie deutschümelten sogar. Prüfen wir nach, wann und wieviele es versuchten.

In München begann es 1827, ein Jahr nach Einweihung der Münchener Synagoge, der sogar König Ludwig I. beigewohnt hatte. Rund 55 Prozent der jüdischen Eltern Münchens entschieden sich in jenem Jahr für germanische Vornamen. Diese Juden hatten ihre jüdische Authentizität vollständig verloren, die Flucht ins Deutschtum, nein, ins Germanentum, also in die Deutschtümelei angetreten. Weder urteilen noch verurteilen, aber schildern wollen wir diese Entwicklung. Hier haben wir die Daten.

Im gesamten Zeitraum von 1823 bis 1875 wurden nie niedrigere Werte als zehn Prozent für germanische Namen bei den Juden Münchens ermittelt. Ein sehr, sehr hoher Anteil.

Noch eindeutiger wird die Flucht der jüdisch-münchenerischen „Semiten“ ins Germanentum durch folgende Tatsache: Zwischen 1840 und 1875 wurde nur einmal, nämlich 1855, die Marke von zwanzig Prozent germanischer Vornamen unterschritten.

Im Jahr des deutsch-französischen Krieges, 1870, gaben sich mehr als vierzig Prozent der jüdischen Jungeltern Münchens germanisch. „Nur“ 30 Prozent waren es 1871, doch dann bewegten sich die Werte, auch nach der Gründerkrise, bei vierzig Prozent. Diese jüdische Bevölkerung identifizierte sich weit über ihre Eliten hinaus mit allem Deutschen, mit dem scheinbar Deutschesten schlechthin: mit dem Germanentum sogar.

Daß unter den germanischen Vornamen „Siegfried“ und „Siegmund“ besonders beliebt waren, überrascht uns nun auch nicht mehr. Für „Siegmund“ entschieden sich 1824 zwölf Prozent der jüdischen Eltern Münchens, 1827/28 waren es sechs Prozent, 1836 wieder acht, 1844 rund sieben und 1860 wieder acht Prozent. So

¹⁹ Vgl. Daten und Erklärungen zur notwendigen Revision der Historiographie in der MA-Arbeit meiner Mitarbeiterin *Andrea Brill*, Vornamenauswahl der Münchener Juden 1812-1875 (München 1998).

beliebt wie 1818 war „Siegfried“ bei den Juden nie wieder. Doch da waren es zwanzig Prozent; 1848 und 1866 immerhin deutlich mehr als sechs Prozent. In den Jahren der Reichsgründung von 1869 bis 1875 fand man ein bis zwei Prozent Siegfrieds; auch nicht gerade wenig, wenn man bedenkt, daß die Namensvielfalt in jenen Jahren ständig zunahm.

Ausländische Vornamen, das heißt englische, französische, italienische und spanische, zogen im 19. Jahrhundert nur zyklisch die jüdischen Eltern an. Von einem strukturellen Interesse kann keine Rede sein. Nein, denn es zog die deutschen Juden zu Deutschem und nach Deutschland, in jeder Hinsicht. „Mit den Hinterbeinchen klebten sie noch am Judentum des Vaters und mit den Vorderbeinchen fanden sie noch keinen neuen Boden. Die Verzweiflung darüber war ihre Inspiration.“²⁰ So sprach Franz Kafka über die assimilierten deutschen Juden. Es war auch als Selbst-diagnose gemeint. Wer könnte es besser und zutreffender ausdrücken als er?

München 1893–1992

Das Kafka-Zitat führt uns ins 20. Jahrhundert, zunächst ins erste Viertel. Für diese aus 3246 Personen bestehende Datei gilt: Je früher das Geburtsjahr, desto kleiner die absoluten Zahlen der Geburten im jeweiligen Jahr. Wir erinnern daran, daß sich in diesem Abschnitt die Erhebungsmethode von der vorangegangenen unterscheidet. Dort hatten wir *alle* Geburten der Münchener Juden eines Jahres, hier, über die Jahre verteilt, alle 1992 in München lebenden Juden. Aussagen für die Zeit vor 1910 wären auf der Basis dieser Zahlen wenig sinnvoll. Für 1893 wurden zum Beispiel nur zwei Personen erfaßt. Kein Wunder, denn wer von den 1893 geborenen Münchener Juden lebte noch im Jahre 1992? Die wenigsten, zwei eben. 1911 schon ein anderes Bild: 42 der 1992 lebenden Juden wurden in jenem Jahr geboren. Auf recht solidem Fundament ruhen die Ergebnisse seit den 20er Jahren. Eine Fußangel darf nicht übersehen werden. Etwa achtzig Prozent der 1992 in München lebenden Juden stammen aus Osteuropa, vor allem aus Polen. Ihre namengebenden Eltern waren also gar keine Deutschen. Erst die Geburten der Nachkriegsjahre erlauben Aussagen über deutsche bzw. in Deutschland lebende Juden. Auf den methodischen Mangel wurde bereits hingewiesen. Er wird durch die Auswertung der Volkszählung vom 17. Mai 1939 noch behoben.

Jedoch: In Polen tobten sich bereits seit Anfang der 20er Jahre Antisemiten aus (Grabsky-Gesetze). Mörderisch wurde dieser Antisemitismus seit dem Überfall Deutschlands auf Polen, also seit 1939.

Unser methodischer Nachteil bringt einen unerwarteten Vorteil: Über den deutschen Rahmen hinaus können wir unsere Hypothese von der Rejudaisierung der Juden durch antisemitische Verfolgungen erweiternd überprüfen, zumal die deutsche Entwicklung in der „Epoche des Faschismus“ die Juden in Deutschlands Nachbarländern nicht nur indirekt traf und betraf.

²⁰ Brief Franz Kafkas an Max Brod, zitiert in: *Zygmunt Bauman, Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit* (Hamburg 1992) 113.

Jüdische Gemeinde München 1893–1992: Anteil derer, die jeweils ausschließlich jüdische Vornamen erhielten

Jüdische Gemeinde München 1893–1992: Prozentanteile von Personen, die ausschließlich jüdische (Reihe 1), ausschließlich nichtjüdische (Reihe 2) oder sowohl jüdische wie nichtjüdische Vornamen (Reihe 3) erhielten

Jüdische Gemeinde München 1933–1945: Anteile der Personen, die ausschließlich jüdische (Reihe 1) bzw. mindestens einen nichtjüdischen Vornamen erhielten (Reihe 2)

Alle drei Abbildungen dokumentieren, daß bis 1945 eindeutig nichtjüdische Vornamen dominierten.

Von einer jüdischen Renaissance „der“ deutschen und polnischen Juden kann in den 20er Jahren nicht gesprochen werden, eher von einer zyklischen oder zackenhaften Entwicklung. Diese Aussage gilt für die deutschjüdische Allgemeinheit. Bei einer jüdisch-intellektuellen Minderheit, Denkern wie Martin Buber und Franz Rosenzweig, gab es die jüdische Wiedergeburt durchaus. Doch repräsentativ für „die“ deutschen Juden sind diese Denker nicht, und gerade um allgemeingültige Feststellungen ringen wir hier.

Auf der allgemeinen, der repräsentativen Ebene der deutschen Juden verlief die Entwicklung, wie gesagt, zyklisch, genauer: zackenhaft. Und zyklische oder zackenhafte Entwicklungen sind, per definitionem, unstet. Wir schließen: Die Juden jener Jahre, ob in Polen oder Deutschland (denn immerhin sind auch deutsche Juden dabei, wenngleich erheblich weniger), waren verunsichert. Von jüdischer Sicherheit oder Rückbesinnung aber keine Spur, wohl aber in den 30er Jahren – auf den ersten Blick. Vor allem 1935, im Jahr der Nürnberger Gesetze, wandten sich jüdische Eltern mehr als zuvor Jüdischem zu. Es waren knapp sechzig Prozent. Ein sehr hoher Anteil. Dennoch sind wieder die Schwankungen entscheidend, also die Verunsicherung, das Gegenteil von „Renaissance“. 1939 begann eine Flucht aus dem Judentum. 1940 und 1941, in den ersten Jahren deutscher Besatzung und Verfolgung, besann man sich wieder mehr seiner Wurzeln. Rund 45 Prozent gaben ihren Kindern jüdische Vornamen. 1942 und 1943 floh man aber wieder aus Jüdischem, wahrscheinlich, um sich und die eigenen Kinder zu retten. Natürlich half das nicht. Vielleicht ist der neuerliche Anstieg jüdischer Vornamen 1944 (ca. 50%) ein Hinweis darauf? Wir können es vermuten. Sicher erkennen läßt sich aber erneut der zyklische Verlauf. Im Klartext: Jüdische Verunsicherung. Keine jüdische „Renaissance“ im Zeitalter des millionenfachen Judenmordens.

Auch nach 1945 sehen wir weitgehend Zyklen, keine festen Strukturen. Was wir auch feststellen: Obwohl schwankend, steigt insgesamt der Anteil jüdischer Vornamen offenkundig. 1968, ein Jahr nach dem militärischen Sieg Israels im Sechstagekrieg, und 1980, ein Jahr nach dem israelisch-ägyptischen Friedensvertrag, geben rund siebenzig Prozent der Münchener Eltern ihren Neugeborenen jüdische Vornamen. Erst deutlich nach dem Ende des nationalsozialistisch-deutschen Grauens gibt es eine jüdische Renaissance. Nicht während, sondern eindeutig nach der Verfolgung hat sie begonnen. Nicht Verfolgung und Ermordung haben sie ausgelöst, bedingt oder gestärkt, sondern Toleranz. Ob diese durch Vornamen erkennbare jüdische Wiedergeburt nicht nur äußerlich-symbolisch, sondern verwurzelt ist, kann hier nicht erörtert werden. Hingewiesen sei auf die Tatsache, daß sich auch die nichtjüdische Bevölkerung Deutschlands seit den 60er Jahren immer häufiger für eindeutig jüdische Vornamen entschied²¹. Unbestreitbar ist dies: Den (in München lebenden) Juden der Gegenwart ist ihr Judentum alles andere als gleichgültig. Daß sie Jüdisches inhaltlich, vor allem religiös, nicht ausfüllen, weil

²¹ Vgl. Wolffsohn, Brechenmacher, Die Deutschen, mit Belegen.

sie, so säkularisiert wie die meisten sogenannten Christenmenschen, nicht glauben können (oder wollen), habe ich woanders zu zeigen versucht²².

Leipzig 1914–1939

Was uns für Münchens und andere deutsche Juden – noch – fehlt, haben wir für Leipzig bereits auswerten können: Die rund 5000 Daten der Volkszählung vom 17. Mai 1939. Wir beschränken uns auf die Präsentation historischer „Knotenpunkte“.

Geringfügig sind die Schwankungen zwischen 1914, dem letzten Fast-Friedensjahr des deutschen Kaiserreiches, 1924, dem ersten Jahr der vermeintlich goldenen 20er, und 1932, dem letzten Jahr vor Hitler. Rund 70% der jüdischen Eltern entschieden sich für nichtjüdische Vornamen. Die, sagen wir, Germanisierung der deutschen Juden war ungebrochen. Wir bewerten sie nicht, wir bestätigen sie empirisch-quantitativ und sind keineswegs überrascht.

Jene „Germanisierung“ hatte sich zwischen 1914 und 1932 auf sehr hohem Niveau stabilisiert. Verstärkt wurde gleichzeitig die Abwendung der Juden vom Jüdischen, zugunsten der „Mischnamen“. Diese seien karikierend durch den Phantasie-Doppelnamen Salomon-Siegfried gekennzeichnet.

1914 gab es immerhin noch 23 Prozent jüdischer Vornamen, 1924 waren es 17 Prozent und 1932 nur noch 12 Prozent.

Ganz anders 1938, das Jahr des „Anschlusses“, der Münchener Konferenz, der im Oktober erfolgten Vertreibung von Ostjuden, der „Reichskristallnacht“. Unverkennbar ist die Rückwendung zu Jüdischem: 43 Prozent der jüdischen Eltern

²² Michael Wolffsohn, *Meine Juden – Eure Juden* (München, Zürich 1997) besonders 108 ff.

gaben ihren Neugeborenen jüdische Vornamen, und der Anteil der Mischnamen sank auf 5 Prozent.

Das ist die eine Seite. Und die andere: Noch und sogar 1938 bevorzugte die Mehrheit der jüdischen Eltern, 52 Prozent nämlich, nichtjüdische Vornamen. Etwas mehr als die Hälfte der deutschen Juden Leipzigs klammerte sich wohl mehr verzweifelt als überzeugt an Nichtjüdisch-Deutsches.

Hamburg 1914–1938

Die Angaben aller rund 15 500 Juden lagen ebenfalls vor. Sie erhärten die bisherigen Aussagen.

Dieses städtische Judentum war von 1914 bis 1934 einschließlich in seinem Deutschtum ungebrochen; mehr als das Leipziger. Ein möglicher Grund: In Hamburg lebten weniger „Ostjuden“ als in Leipzig, die Juden der Hansestadt gaben sich nicht nur deutsch, sondern hanseatisch.

Hamburgs Juden wurden nach dem Ersten Weltkrieg zwar nicht noch deutscher als vorher, aber eine Steigerung des Anteils von etwa 90 Prozent nichtjüdischer Vornamen war ohnehin kaum zu übertreffen. So einheitlich waren offenbar nicht einmal die fast völlig assimilierten Juden Hamburgs.

Selbst ein Jahr nach der Machtübergabe an die NSDAP hatten sich immer noch 90 Prozent trotz Deutschland zu Deutschland bekannt. „Wir sind und bleiben Deutsche.“ Das war ihr Signal an die nichtjüdischen Bürger des nationalsozialistischen Deutschlands. Diese wollten oder konnten es nicht vernehmen.

Und 1938? Gewiß, nun wurde eine jüdische Rückbesinnung sehr wohl erkennbar. Äußerst zaghaft war sie jedoch angesichts der ungeheuerlichen antisemitischen Dreistigkeit und Heftigkeit der Nationalsozialisten, die es zudem Juden immer schwerer machten, überhaupt nichtjüdische Vornamen wählen zu dürfen.

1938 gaben trotzdem nur 30 Prozent der Hamburger Juden ihren Neugeborenen jüdische Vornamen, 70 Prozent wählten nichtjüdische, durften nichtjüdische wählen – was Rückschlüsse auf die Haltung der Standesbeamten erlaubt.

Schwaben 1834–1939

Auch für die Region Schwaben waren uns alle Daten der Volkszählung vom 17. Mai 1939 zugänglich. Es waren rund eintausend.

Jüdische Namen Schwaben, 1834–1939

„Schwaben“ ist eine Art Mischregion, sowohl städtisch, mittel- und kleinstädtisch, als auch ländlich. Die Stadt Augsburg gehört ebenso dazu wie Kempten, Buchloe, Kaufbeuren und das Allgäu.

Noch mehr als in Leipzig kannten die Juden Schwabens von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges immer stärker „nur noch deutsche“ beziehungsweise deutsch-nichtjüdische Vornamen. Nach dem Waffengang der Massen und dem Massentod erkennen wir eine Rückbesinnung auf Jüdisches, wenngleich Nichtjüdisches immer noch eindeutig dominierte. 1919 und 1925 gab es freilich rund 40 Prozent jüdischer Vornamen; recht viel und lange vor Hitler. Dann wieder Zyklisches, aber in kürzeren Abständen doch auch Jüdisches, und 1932 immerhin 10 Prozent. Kaum jüdische Vornamen aber in den beiden ersten NS-Jahren, 1933 und 1934. Im Jahr der Nürnberger Gesetze, 1935, stieg der Anteil jüdischer Vornamen dramatisch: auf rund 28 Prozent, sank aber ebenso dramatisch im Jahr der Olympiade und auch 1937. Dann aber 1938, das Jahr der jüdischen Rückwende bzw. Rückbesinnung: Knapp 70 Prozent der jüdischen Eltern entschieden sich für jüdische Vornamen.

Ausblick

Eindeutig ist das Bild nicht, aber klar ist es trotzdem, obwohl wir noch längst nicht alle, doch recht viele Daten sammeln konnten: In den meisten Fallstudien erkannten wir eine jüdische Rückbesinnung nach 1933. Aber es war eben, sehen wir von Schwabens Juden im Jahre 1938 ab, nicht die Mehrheit der deutschen Juden, die sich in der Stunde jüdischer Not auf Jüdisches besonnen hat. Dieses Ergebnis ist besonders erstaunlich, wenn man bedenkt, daß die deutschen Standesbeamten nach 1933 zunehmend unter Druck gesetzt werden, für neugeborene Juden nur jüdische Vornamen zu billigen²³.

Die These von der „jüdischen Renaissance“ im nationalsozialistischen Deutschland ist tröstlich, denn sie unterstellt, daß die deutschen Juden wenigstens für so etwas wie ihre Sache gestorben wären. Nein, Jüdisches war eben nicht mehr die „Sache“ der meisten deutschen Juden. Die Tragödie der deutschen und darüber hinaus der europäischen Juden bestand auch darin, daß sie für etwas starben, das ihnen nichts mehr oder nur sehr wenig bedeutete, ihr Judentum.

Mit Geduld wären die mörderischen Antisemiten an ihr Ziel gelangt. Deutschlands Juden hätten ihr Judentum weitgehend aufgegeben, Deutschland wäre durch vollständige Assimilation im religiösen und kulturellen Sinne so gut wie „judenrein“ geworden.

Es bleibt dabei: Von einer jüdischen „Renaissance“ im Zeitalter des „Dritten Reiches“ sollte in der Geschichtswissenschaft nicht mehr gesprochen werden. Die Empirie besagt auch hier mehr als die durch reizvolle Formulierungen und Gedankenspiele graue Theorie, die, bestenfalls, hier und dort durch mehrere Einzelfälle empirisch angereichert ist, fast nie jedoch die *Grundgesamtheit* untersucht.

Unser Indikator sagt gewiß nicht alles über alle deutschen Juden jener Zeit, doch er erlaubt methodisch solidere Aussagen als bisherige Studien zur vermeintlichen Renaissance der deutschen Juden nach 1933.

Eine ketzerische Bemerkung zum Schluß: Wer verfolgt oder gar ermordet wird, kann nicht zugleich wiedergeboren werden. Fast könnte man makaber-ironisch fragen, wie denn so viel „Wiedergeburt“ angesichts von Verfolgung und Ermordung möglich gewesen sein solle.

²³ Vgl. die rechtlichen Einzelheiten in: *Wolffsohn, Brechenmacher, Die Deutschen*.